

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

125 (2.6.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Ausklang einer Rußlandfahrt

Odesa ist die letzte größere Stadt, in der wir auf unser russisches Durchreisefußwerk Halt machen dürfen. Hier nehmen wir Abschied vom Schwarzen Meere, vom Süden und seinen interessanten Menschen. Und gerade die letzte Nacht in Odesa wird mir immer unergieblich bleiben:

Da es sonst in der ganzen Stadt nichts gab, hatten wir für teures Geld im größten Hotel am Boulevard zusammen mit rundreisenden Amerikanern und ausländischen Kapitalisten — auch einige G.W.L.-Beute und Offiziere der Roten Armee waren dabei — zu Nacht speisen müssen. In diesem Hotel war wirklich alles noch wie früher: die Kellner fernierten lautlos und bevor aus ihren Geschürren eine russifizierte Sprache und der Genosse Hoteldirektor offerierte uns garantiert echten Kaviar, den wir leicht nach Deutschland schmuggeln könnten. ... Einfach alles war hier zu haben: Fleisch, Fisch, Weißbrot; man frage nur nicht um welchen Preis. Nun, die Geschäfte sind fast alle geschlossen, die Speisekarte ist in ihre Rechnung, die der russische Staat zu zahlen hat, und wer unaufgefordert das heutige Rußland sehen will, der soll als Eintritt zu diesen Lebenswürdigkeiten ein Bündel seiner begehrten Valuten hier lassen.

Aber das hier drinnen ist gar nicht Rußland, sondern der armelige erbaltene Abklatsch eines kapitalistischen Abfütterungsplatzes. Die russische Seele, die Lebenslust der Odesaer Jugend liegt draußen in den Straßen, am Hafen, auf der Strandpromenade. Matrosen und kleine Fabrikmädel kosten die laue Sommernacht aus; Gruppen junger Burischen trafen und schrien schamlose Worte hinter den Frauen her. Das sind die Erscheinungen, gegen die sich der strenge kommunistische Jugendverband richtet. Aber es sind ja nur Wenige in der Uniform der Komintern, die mit diesen Menschen schnell vorüber eilen. Die Anderen wollen Freude, Lebenslust auch unter der roten Fahne. Und wenn der Staat und der Jugendverband alle freien Belustigungen und den Tanz unterdrückt, dann bleibt nur noch die Straße offen. Wir waren nach der Potemintreppe gegangen, um von hier aus zum letzten Male das dunkle, braunende Meer, die wie Silhouetten gegen den Horizont absteigenden Fischerboote und den feurigen südlichen Himmel zu sehen. Während wir saßen und träumten, klang plötzlich neben uns eine Balalaika. Erst leise und schüchtern, dann mit der ganzen Kraft und Sehnsucht der russischen Volksseele aufbrausend. Es sind einige junge Burischen, anscheinend Arbeiter, in billigen Socken und bunten Semden. Jetzt sitzen sie alle in den Gesängen ein, und immer mehr der Vorübergehenden bleiben stehen. Da sprang einer heraus und fing an zu tanzen, wild und ungesüßelt. Aus kleinen, bebenden Stoppstritten schnell er mit der Wucht in einen brinnenden Rastomail, und ringsherum stoben die Spaziergänger und Klatschen, jöhren und pfeifen, den Tänzer immer mehr anfeuernd. Gerade will er sich ein Weibchen aus der Reihe der Umstehenden dazu holen, da naht ein Militärmann im weißen Kittel und jagt sie alle mit großem Kraft auseinander.

Für die Heimfahrt hatte uns der deutsche Konsul im Voraus Eisenbahnfahrkarten besorgt; sonst wäre es uns eben so gegangen wie den vielen Partnern in der Bahnhofsstraße, die mit Gepäck, Kind und Kegel harren müssen, oft tagelang, bis man ihnen einen Fahrchein ausshändigt. Dabei sind die Wagen noch in unbeschreiblicher Weise überfüllt. Für uns Fremde wurde allerdings, wie überall, wieder ein Sonderwagen reserviert. Aber bei einem Gange durch die übrigen Abteile habe ich gesehen, wie die Leute auf den Durchgängen über- und aufeinander saßen, auf dem Boden lauzten und nur froh waren, überhaupt mitzukommen. Sonst sind die russischen Wagen sehr bequem, wenn man seinen Platz für sich allein hat, denn der besteht aus einer ganzen Bank, auf die man sich nachts bequem ausstrecken kann.

So rollen wir langsam nach Nordwesten, der Grenzstation Schewetowa zu. Doch das Tempo hat sich verlangsamt, das wir an einer Anhaltstation den nächsten Zug verpassen und nun neun Stunden lang auf den nächsten warten müssen. Neun Stunden an einem Platz mit ein paar verwahten Bauernhäusern und einem Stationsgebäude, in dem es außer warmem Wasser für Tee nichts zu kaufen gibt. Dazu regnet es noch, und es wird empfindlich kalt. Es war ein abenteuerlicher Abschied. In der Nacht kommen wir endlich an der polnischen Grenze an. Die Kontrolle geht reibungslos vor sich, als wir erwartet hatten. In einem neuen Grenzgebäude der Sowjetunion werden wir sogar noch einmal bewirtet; das heißt, wir können uns etwas zu essen kaufen, was aber schon ein großer Fortschritt ist, denn unterwegs hat es absolut nichts gegeben. In der Halle treffen wir mit einigen deutschen Arbeitern zusammen, die die gleiche Erfahrung gemacht haben.

Der Herr des Hafens

Roman von Norbert Jacques.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Reithstraße 5. 40. (Nachdruck verboten)

„Is aut!“ antwortete Emme Bemme und piffte Wilhelm. Er hob ein Brett aus der Holzwanne weg und verschwand dahinter.

Berlorkoost ließ ein Weibchen verschleichen. Dann verließ er den Platz. Er sah eine unbekannte Gestalt zur Stadt hin an dem Drabgitter leben, das dort ein Lagerhaus umgab, an der anderen Seite stand ein zweiter ihm unbekannter und machte sich an seinem Schuß zu schaffen, den er auf einen Pressstein gestellt hatte. Als Berlorkoost an ihm vorbeiging, richtete er sich auf und sagte: „Guten Tag und können Sie mir nicht.“

„Keen Bange nich“, unterbrach ihn gleich Berlorkoost. „du kannst dir uffs Ohr lazen gehn.“

Er hatte sich das richtig bedacht, daß der andere nicht allein gekommen war und verhindern wollte, daß man ihm folgte. Doch auch Emme Bemme war unterwegs.

Berlorkoost machte febrt und ging zur Tolle zurück.

Emme Bemme und sein Mitbruder, der gelbe, etwas verträute, mit dem Schmutz von spanische Kais besprengte Wilhelm, der im Bereich der Mäßigkeit einer Hundeseule — vom Menschen bestrahltes an Schlafheit erworben hatte, bewährten sich, und Berlorkoost wachte bald, wo das Schiff seines Feindes lag.

Da nahm ein purzeliger Eifer, eine kugelige Beweglichkeit mit einer tiefen Leidenschaft Besitz von ihm. Die dicken Badenmützen leuchteten in fastiger Nöte durch den helligen Bartwuchs. Die Augen waren wichtig und dolter. Die Weindchen gingen wie ein Windrad. Ihm war, voll Flammen näherte sich die höchste Stunde seines Lebens.

„Un nu,“ sagte er zu Emme Bemme, „da du, wie's scheint, eine gute Zeit hast, nu man dalli los und leht werden die Brüder gesammelt un es geht uf die Saubak. Es is dafür zu sorgen, dat jeder eene Kanon' mitbringt, un wenn er keene tragen kann, von wegen die Muskeln un die schlechte Kost, so soll er eene Schiene losmachen oder'n Ellenmaß herausheben und mitbringen, sagste, un sen Schiffsmaß tät's doch, sagste, du!“

Wie sie sagen, sind sie heilfroh, wieder nach Deutschland zu kommen. Sie waren von ihrer Firma zur Montage neuer Maschinen nach Rußland geschickt worden und mußten nach ihrer Auslage stets viel länger arbeiten als die russischen Arbeiter, oft 10 oder 12 Stunden. Verträgliches gab man ihnen genügend Lebensmittel, aber niemand konnte sie anrichten. Schlofen mußten sie in ungebauten, alten Baracken. Am ganzen sahste einer sein Urteil zusammen: „Vieher arbeitslos in Deutschland, als in diesem Bande schulten zu müssen.“ Mag sein, daß die Unkenntnis der neu erschlossenen Gegend mitvielleicht, aber bei solchen Methoden lassen sich natürlich leicht nach außen propagandistisch wirkende Erfolge erzielen, denn die Hintergründe kennt nur der Eingeweihte.

Dann gibt es am Kontrollpunkt nochmals eine Aufregung, als bei einer nach Paris reisenden Berliner achtlose Sachen gefunden werden, von denen sie nichts wissen will. Sie behauptet, daß das Zeug ihr sicher von einigen Männern unterwegs ausgehändigt worden sei, denen sie nicht zu Willen gewesen sei. Die sonst sehr freundlichen Sowjetbeamten nehmen sie jedenfalls zur Kontrolle mit ins Wachbüro. Dann fahren wir über die Grenze in polnische Gebiet. Soldaten, mit Orden und Schürzen geschmückte Offiziere. Hier stehen wieder zwei dabei, die zuschauen, wie die Anderen arbeiten. Die Rangstufen sind äußerlich erkennbar, ja, hervorgehoben. Im ganzen geht es schneller, reibungsloser. Es ist eine andere Welt.

Durch gleichbleibend öde Bauernlandschaft mit strohgedeckten Hütten kommen wir über Komno, in der nächsten Nacht in Warszawa an. Am Bahnhof wimmelt es von Militär mit aufgeworfenem Bajonett. Als wir die ersten deutschen Zeitungen lesen, erfahren wir, daß in dieser Stadt zahlreiche sozialistische Führer verhaftet wurden.

Diktatur im Osten: Türkei, Rußland, Polen. Nach unserer Fahrt durch diese Länder alimnt in uns die Sorge: wird sich der Westen, wird sich die Demokratie gegen diese sicher nicht zu unterstehenden Kräfte behaupten können? Und wir hoffen und glauben gerade nach dieser Reise: Ja — weil überall das Selbständigkeitsgefühl erwacht und der Wille der Mehrheit des Volkes zu erstarren beginnt.

Theater und Musik

Badisches Landestheater

Zum erstenmal: Die geliebte Stimme

In wenigen Wochen schließt das Badische Landestheater seine Pforten. Damit man ihm den Vorwurf nicht machen kann, seine Oper habe keine Kontinuität gebracht, hat es nun in letzter Stunde noch Jaronim Weinbergers „Die geliebte Stimme“ auf den Spielplan gesetzt. Die Oper ist für Karlsruhe Novität. Unsere Theaterleitung hat schon öfters zum Ausdruck gebracht und beweist es auch durch ihren Opernspielplan, daß sie gern am „alten Alten“ festhält, daß sie keine Lust an losstößigen Experimentieren mit modernen Werken verliert. Diesen Standpunkt teilt sie noch mit einer Reihe anderer Theaterleitungen. Heute ist er jedoch veraltet. Die Staatstheater Wiesbaden, Darmstadt, Stuttgart und unsere Nachbarbühnen Mannheim haben ungelern. Sie haben eingesehen, daß mit dieser reaktionären Einstellung das Theaterpublikum sich nicht mehr zufrieden gibt. So wie in der Architektur, in der Bildhauerei, in der Skulptur, in der gesamten Kunst sich eine Revolution vollzogen hat, so hat auch die Oper einen Uebergang mitzumachen. Jedes Theater hat die seinem Publikum die markanten Opernwerke der Reaktion kommen, seinem Publikum die markanten Opernwerke von heute vorzuführen. Man soll ihm Gelegenheit geben, sich selbst ein Urteil über das gegenwärtige Schaffen der modernen Komponisten — auch im Konzertsaal — zu bilden. In der sehr scharfen Polemik, die gegenwärtig anlässlich der verschiedenen Theaterabstimmungen in den Tageszeitungen und den Fachzeitschriften geführt wird, ringt sich die Erkenntnis durch, die auch an dieser Stelle immer schon vertreten wurde, daß letzten Sinnes „jedes Theater zeitlich und politisch ist“, daß das interessierte Theaterpublikum von Zeitgeist und vom Zeitbewußtsein etwas verspüren will.

Gewiß: die Auswahl von Opernoperitäten macht Kopfschmerzen. Die überaus beifällige Aufnahme des „Dress“ hätte unsere Theaterleitung ermutigen sollen, auf dieser Linie fortzufahren. Nun hat sie sich zur Erstaufführung von Jaronim Weinbergers „Die geliebte Stimme“ verhalten. Sein Schwanda schlug, wie man zu sagen pflegt, ein. Die geliebte Stimme ist ein weit schwächeres Werk. Stofflich ist sie mit ihrer sentimental-litrischen Liebesgeschichte höchst

unbedeutend, musikalisch für den Musikfreund eine Fundarube fast rüchlicher Details, die aber vom Ohr des Publikums nicht aufgenommen werden können. Dazu bringt Weinberger in der Föhrung die Melodie eine Keuerung, die wohl für den ersten Augenblick beifällig, aber in ihrer Ausschlagung ermüdend wirkt. Die Darstellung, die in einem herzoglichen Dorf unter Mohammedanar-Stellen, gab dem Komponisten Gelegenheit orientalische Melodien nachzubilden. Weinberger verfallt jedoch in den Fehler, daß er sich auf zu langen Strecken dieses „ethnographischen“ Mittels bedient, das zwar fremdartig wirkt, aber von den Sängern und Sängern in der dazu erforderlichen Vollkommenheit nicht beifällig wird. Die übertrieben findet sich in der von Musik fremden Partitur eine unerfährliche Anzahl von Belegen, die für das höfliche Publikum Weinbergers zeugen. Vor allem sind es die räumlichen Eigenheiten, die flüchtige, in lauten Farben glänzende Melodieinstrumente, die von seinen böhmischen Vätern ererbte Klangmalerei, für die allerdings das gesamte Rüstzeug des modernen Orchesters benötigt, die besonders auffallen. Den stärksten Eindruck auf den Musikfreund macht die weitgehende im Charakter der romantischen Dichtung angelegte Duerwürde und das etwas kurzweilige Musikspiel zum zweiten Akt.

Die Fülle aller seiner musikalischen Intentionen hat sich Weinberger für den dritten Akt aufbehalten. Dort räumt er noch einmal dem Chor, der in der Oper eine große Rolle spielt auf Kosten der Handlung, deren Fäden nur ganz lose gezeichnet sind, einen Platz ein, der in seiner Proportion zum Gesamtmaß der ganzen Oper übertrieben zu überbetonen und stumpf durch die Föhrung des räumlich und volkstümlichen Chorische das Ohr des Hörers überfordert. Es ist bedauerlich, daß der Humor, für den der Komponist eine feine Ader hat, allein in der Gestalt der Hatida zu Worte kam. Das feineaktivierte Quartett im ersten Akt gehört zu den feinsten, sehr wertvollen Seiten dieser mit großem Fleiß niedergeschriebenen Partitur. Elfriede Haberborn fand für die temperamentovolle lustige Heitersvermittlung die richtige Geste. Sie gab ihrem männlichen und zu lieblichen Kollegen in der verlustigen Besetzung (Franz Schuster) weder stimmlich noch darstellerisch etwas was nach. Die äußerst anstrengende Rolle der Kuteja, die den ganzen Abend auf der Bühne steht, lag in den Händen Gertrud Meilings. Die Hauptattrition, die diese Vorkörperung verlangen, sind eine blühende Stimme und agiler Ausdruck. Die beiden Anforderungen konnte die Künstlerin nicht voll auf erfüllen. Ihr Stimmvolumen vermag sich dem vollbetonten Orchester gegenüber nicht zu behaupten. Ihr Partner Mustafa, Wilhelm Weinberg dagegen bringt all das mit, was der Komponist verlangt. Die überaus hoch geschriebene Partie meisterte der Künstler mühelos. Auch Karsten Dörner als Yusuf hatte sich in die von der Abendführung so sehr beneidete Rolle des Haremsherrn mit großem Verständnis eingelebt. Adolf Schoedlin gab der vermittelnden Gestalt des Dorfweisen Alija ein würdiges Relief. Die kleineren Rollen waren besetzt mit Eise Grünwald, Eise Eise, Edith Rabinus, Karlheinz Löfer, Suvo Rabinus, Margarete Kiefer, Eugen Kalbach und Josef Kalle. Trotz der Schwierigkeiten dieser vom Komponisten fein durchgearbeiteten Partien, fanden sich die Künstler vorzüglich mit ihrer Aufgabe an. Rudolf Schwarz hat sich in die überaus schwierig zu verlebendige Partitur mit großem musikalischen Verständnis eingelebt. Das Orchester bewährte sich unter Föhrung als ein Klangkörper ersten Ranges. Das gleiche Zeugnis muß auch dem Chor (Georg Soman) ausgestellt werden, der sich ganz ausgezeichnet in das Bild einfügte. Das Werk sollte an die Regie eine anstrengende Aufgabe. Viktor Pruscha löste sie meisterhaft. Die beifällige Gestaltung der immer wieder wechselnden Volksgruppen ihrem Recht zu verhalten. Das orientalische Geränge der Handlung mußten Torken Schütz und Margarete Schellenberg durch ihre fette Farbenkunst wirksam zu gestalten. Die von Harald Finkenau einstudierten Tänze setzten wiederum die von dem jeweiligen Stoff angelegte Grundstimmung des besonders in dieser Hinsicht vielseitigen Künstlers.

Badisches Landestheater. Das Schauspiel „Vorunternehmung“ am Sonntag, 3. Juni, und Freitag, 5. Juni, zur Wiederholung am Samstag, 6. Juni, geht zum Gedächtnis des vor 250 Jahren verstorbenen großen spanischen Dramatikers Calderon das Trauerschauspiel und Lustspiel „Heber allen Zauber Viehe“ in der Regie von Wilhelm von Scholz als Erstaufführung in Szene. Glanz Ballettdarstellung „Don Juan“ und Baccini's komische Oper „Gianni Schichi“ kommen am Dienstag, 2. Juni zur Wiederholung am Donnerstag, 4. Juni, geht Wagner's „Tannhäuser“ in Szene. Am Sonntag, 7. Juni, findet im Landestheater eine Wiederholung von Vorhinas „Ludine“ und im Konzerthaus eine solche des Operettenchwanzes „Meine Frau, das Fräulein“ statt.

Der Weg von Kai IX auf Kai III war nicht sehr weit. Man kannte das Gebiet und der Führer konnte fluge und befördernde Vorfürzungen über Räume und um Lagergruppen herum machen lassen.

So war man am Beginn von Kai III angelangt, der mit Kai IV dieselbe Basis hatte.

Berlorkoost bewies strategische Fähigkeiten, indem er seine Truppen hier teilt. Als Vorbild gingen in ein Paar Kai III und IV hin, die sich am Zusammenstoß an der Spitze zu treffen und nach einer Gondel umsehen hatten, um die Beherrschung des Wassers zu sichern für den Fall, daß das notwendig werden sollte.

Als Berlorkoost die beiden Paare am Ende des langen Kanals verschwinden sah, gab er den beiden Gruppen, in die er die Schiffe geteilt hatte, Befehl, jede auf ihrer Seite auf das Ziel loszugehen. Am schwarzen Schiff hatten sie wieder zusammenzustoßen und dann ohne nach rechts oder links zu schauen — ruff und druff! wie er sich fachtechnisch ausdrückte.

Es gelang und da kein Hindernis im Weg lag, waren sie bald auf dem Deck des Schiffes, als sich etwas anderes ereignete, worin die Umficht des Befehlsabbers nicht gerechnet hatte.

Am Sonntag, den 10. Oktober, um sechs Uhr abends wurde der Polizeidirektor Smehl, der an diesem Tag Dienst tat und gerade den Befehl des Fabrikanten Good hatte, der noch immer nach seinem Sans suchte, vom Hafen aus anzureufen. Es wurde ihm mitgeteilt, eine Schar von etwa dreißig Stromern, an ihrer Spitze der unter Beobachtung stehende ehemalige Kapitän Berlorkoost, sammelte sich bei Kai IX, bewaffnet mit allen möglichen Fundamenten.

Smehl befahl, ein großes Polizeiauto habe mit Mannschaft auszurücken und solle, sobald festgestellt sei, wohin die Leute gingen, ihnen nachfolgen. Er kamme gleich mit seinem Wagen zu Wade III, wohin Bericht zu geben sei.

Die Auswirkung dieser Anordnung verlief dann so, daß die beiden Automobile der Polizei nur Augenblicke nach der Erstürmung durch die Truppe Berlorkoost vor dem schwarzen Schiff ankamen. Die Polizisten saufen hinauf, zwischen die Stromer, umstellten sie und trieben sie zusammen.

Smehl wandte sich an Berlorkoost: „Was ist hier los? Was tut ihr da?“

(Fortsetzung folgt.)